

EDWARD KELSEY MOORE
Mrs Roosevelt
und das Wunder von Earl's Diner

Buch

Seit fast vierzig Jahren gehen die drei Freundinnen Odette, Clarice und Barbara Jean miteinander durch dick und dünn. Und ungefähr genauso lang ist das Dreiergespann nur als die »Supremes« bekannt. Jeden Sonntag treffen sie sich gemeinsam mit ihren Ehemännern in Earl's Diner, wo sie einst ihren Spitznamen erhielten. Unter den wachsamen Augen von Big Earl, dem Besitzer des Diners, wuchsen sie zu dem heran, was sie heute sind: drei kluge, witzige und starke Frauen. Und auch nach seinem Tod hat Earl weiterhin ein Auge auf seine Supremes – so wie auch andere gute Geister, denn dem Charme dieser außergewöhnlichen Ladys kann einfach niemand widerstehen ...

Autor

Edward Kelsey Moore wurde 1960 in Indianapolis geboren. Er studierte Musik und Cello an der Indiana University und an der State University in New York. Er ist ein begeisterter aber unbeständiger Gärtner und ein enthusiastischer Amateur-, ehemals Profi-Barkeeper. *Mrs Roosevelt und das Wunder von Earl's Diner* ist sein erster Roman.

EDWARD KELSEY MOORE

Mrs Roosevelt
und das Wunder von
Earl's Diner

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Carolin Müller

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »The Supremes at Earl's All-You-Can-Eat« bei Knopf Doubleday
Publishing Group, an imprint of Random House, Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage
Taschenbuchausgabe September 2014
bei Blanvalet Verlag, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House, GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2013 by Edward Kelsey Moore
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Limes Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung und -illustration: www.buerosued.de
LH · Herstellung: sam
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38088-6

www.blanvalet.de

1

Am Morgen erwachte ich aus einem tiefen Schlaf, und mir war heiß. Mein Gesicht kribbelte, und mein Nachthemd klebte mir am Körper. Zum dritten Mal in dieser Woche. Die Uhr auf der Kommode am anderen Ende des Zimmers zeigte leuchtend Viertel vor fünf. Ich konnte das Zischen der Klimaanlage hören und ihren Hauch auf meinem Gesicht spüren. Bevor ich zu Bett gegangen war, hatte ich die Temperatur auf 15 Grad gestellt. Also sagte mir der gesunde Menschenverstand, dass es im Zimmer kühl sein musste. Nun ja, der gesunde Menschenverstand und die Tatsache, dass mein Mann James, der schnarchend neben mir lag, wie für den Winter gerüstet war, obwohl wir Mitte Juli hatten. Er schlief wie ein Baby – ein ein Meter achtzig großes, glatzköpfiges Baby mittleren Alters – eingehüllt in einen Kokon, den er sich aus dem Laken und der Decke geformt hatte, die ich im Laufe der Nacht weggestrampelt hatte. Nur der obere Teil seines braunen Kopfes war über dem Blumenmuster des Bettbezugs sichtbar. Und noch immer schrie jeder Zentimeter meines Körpers, dass es im Zimmer vierzig Grad haben musste.

Ich lüftete mein Nachthemd und ließ es wieder fallen, in dem Versuch, etwas kalte Luft auf meine Haut zu fächern. Doch auch das brachte rein gar nichts. Meine Freundin Clarice behauptete, dass Meditation und positives Denken ihr den Weg durch die Menopause erleichtert hatten,

und sie versuchte ständig, mich dazu zu bringen, es auch zu versuchen. Also lag ich reglos in der Dunkelheit vor Tagesanbruch und machte mir kühle Gedanken. Ich rief mir alte Sommererinnerungen ins Gedächtnis, als ich mit den Kindern im Wasser heruntollte, das in kalten Strahlen aus dem klickenden Rasensprenger in unserem Garten spritzte. Ich stellte mir das Eis vor, das sich jeden Winter auf dem Bach bildete, der hinter Mamas und Papas Haus in Leaning Tree vorbeiplätscherte, und ihn aussehen ließ, als sei er in Zellophan gehüllt.

Ich dachte an meinen Vater, Wilbur Jackson. Meine früheste Erinnerung an ihn ist das köstliche Frösteln, das mich als kleines Mädchen immer ergriff, wenn er an Winterabenden aus seiner Schreinerei heimkam und mich in die Arme schloss und hochhob. Ich rief mir ins Gedächtnis, wie die Kälte aus Papas Arbeitsoverall strömte und wie es sich anfühlte, wenn ich mit meinen Händen über seinen mit Raureif bedeckten Bart strich.

Aber Papas Geschäft gab es schon seit Jahren nicht mehr. Das Haus und das Grundstück in Leaning Tree, mit dem Bach und allem drum und dran, war nun schon seit einem halben Jahrzehnt das vorübergehende Zuhause von wechselnden Mietern. Und meine Kinder waren alle schon seit mindestens zwanzig Jahren aus dem Alter heraus, in dem man noch durch den Sprühregen des Rasensprengers tanzt.

Und keiner meiner Gedanken, zumindest nicht die, die mir einfielen, erwiesen sich als imstande, meiner brennenden Haut Kühlung zu verschaffen. Also verfluchte ich Clarice für ihren unnützen Rat. Und dafür, dass sie mich dazu gebracht hatte, an die alten Zeiten zurückzudenken – ein todsicheres Rezept für Schlaflosigkeit –, und ich beschloss, stattdessen in die Küche zu gehen. Dort stand

ein Krug Wasser im Kühlschrank und im Gefrierfach war Pekannuss-Eiscreme. Eine kleine Leckerei, so schätzte ich, würde mir jetzt sicher guttun.

Ich setzte mich vorsichtig im Bett auf, bemüht, James nicht aufzuwecken. Normalerweise war er extrem verträglich, aber wenn ich ihn an einem Sonntag vor Tagesanbruch aus dem Schlaf risse, würde er mich von der Frühmesse bis zum Abendessen schief anschauen. Also bewegte ich mich in Zeitlupe, um ihn bloß nicht zu stören, schlüpfte in meine Hausschuhe und schlich im Dunkeln zur Schlafzimmertür.

Ich war den Weg von unserem Bett in die Küche sicher bereits tausende Male in absoluter Dunkelheit gegangen. Sei es nun aufgrund von kranken Kindern oder zahllosen anderen nächtlichen Notfällen im Laufe der Jahrzehnte unserer Ehe. Und obwohl in zwanzig Jahren kein Möbelstück in unserem Schlafzimmer verrückt worden war, stieß ich nach nicht einmal fünf Schritten mit dem kleinen Zeh meines rechten Fußes an die Ecke unserer alten Mahagonikommode. Ich fluchte erneut, diesmal aber laut, und blickte über die Schulter, um zu sehen, ob ich James aufgeweckt hatte. Doch der schnarchte, in seine Leinenlaken gehüllt, weiter vor sich hin. Schwitzend und müde, mit einem in meinen grünen Frottee-Puschen pochenden Zeh, kämpfte ich gegen das starke Bedürfnis an, James doch zu wecken, damit er mit mir gemeinsam litt. Aber ich war artig und schlich mich aus dem Zimmer.

Abgesehen von dem leisen Brummen von James' Schnarchen drei Zimmer weiter, war das einzige Geräusch in der Küche das tiefe Sirren des schiefen Deckenventilators, der über meinem Kopf wirbelte. Ich machte das Küchenlicht an und sah zu diesem Ventilator hoch, der beharrlich um seine eigene Achse eierte. Mit brennendem Zeh und dem

anhaltenden Drang, meine schlechte Laune irgendwo abzulassen, kam ich zu dem Schluss, dass es vielleicht nicht zu rechtfertigen sein mochte, wenn ich James aufgrund meiner Hitzewallungen oder meines schmerzenden Zehs anblaffte. Es war aber sehr wohl rational zu begründen, wenn ich etwas Dampf abließe, indem ich ihn wegen des vor achtzehn Jahren unsachgemäß angebrachten Ventilator anschnauzte. Aber genauso wie gegen mein Verlangen, ihn aufzuwecken, um sein Mitgefühl einzufordern, kämpfte ich auch gegen diese Versuchung erfolgreich an.

Ich machte die Kühlschrantür auf, um den Wasserkrug herauszuholen, beschloss dann aber spontan, lieber den Kopf hineinzustecken. Ich war bereits fast bis zu den Schultern drin und genoss die frostigen Temperaturen, als ich bei dem Gedanken kichern musste, dass jemand, der sehen würde, wie ich den Kopf in den Kühlschrank statt in den Ofen steckte, sagen würde: »Die dicke Frau hat anscheinend keinen blassen Schimmer, wie ein anständiger Küchenselbstmord funktioniert.«

Also griff ich doch nach dem Wasserkrug und entdeckte daneben eine Schale kühl und köstlich aussehender Trauben. Ich holte sie zusammen mit dem Krug heraus und stellte beides auf den Küchentisch. Dann holte ich mir ein Glas vom Geschirr-Abtropfständer und nahm es mit an den Tisch. Auf dem Weg streifte ich meine Hausschuhe ab, um das kalte Linoleum an meinen nackten Fußsohlen genießen zu können. Ich setzte mich auf den Stuhl, der nun schon seit drei Jahrzehnten mein Platz war, und schenkte mir ein Glas Wasser ein. Dann stopfte ich mir eine Handvoll Trauben in den Mund, und langsam fühlte ich mich besser.

Ich liebte diese Zeit des Tages, die Zeit kurz vor Sonnenaufgang. Jetzt, da meine Kinder Jimmy, Eric und De-

nise alle erwachsen und aus dem Haus waren, waren die frühen Morgenstunden nicht mehr verbunden mit langsam verstreichenden Minuten, in denen man sich Husten oder Weinen anhörte. Oder später dem Geräusch von Teenagerfüßen lauschte, die sich ins oder aus dem Haus schlichen. Nun hatte ich Zeit, die Ruhe zu genießen und die Art und Weise, wie das gelblich-graue Licht der aufgehenden Sonne in den Raum fiel und alles von schwarz-weiß in Farbe verwandelte. Die Reise von Kansas nach Oz, und das alles in meiner Küche.

An diesem Morgen brachte das Tageslicht allerdings eine Besucherin mit sich: Dora Jackson. Ich schlug die Hand vor den Mund, um einen Aufschrei der Überraschung zu unterdrücken, als ich meine Mutter in den Raum schlendern sah. Sie kam aus Richtung der Hintertür, und ihr kleiner, kompakter Körper watschelte mit schwankendem Schritt herein, der daher rührte, dass irgendein Landarzt ihren Fuß stümperhaft behandelt hatte, als sie ein kleines Mädchen gewesen war.

Die Leute nannten uns immer »die Zwillinge«, meine Mama und mich. Wir sind beide rundliche Frauen – mit vollem Busen, fülliger Taille und breiten Hüften. Außerdem teilen wir, was oft freundlich ein »interessantes« Gesicht genannt wurde – schmale Augen, Hängebacken, eine breite Stirn und große, aber perfekte Zähne. Ich war mit knapp eins sechzig ein paar Zentimeter größer, aber wenn man Fotos von uns anschaute, dann hätte man schwören können, wir wären ein und dieselbe Frau in verschiedenem Alter.

Meine Mutter liebte ihr Aussehen. Sie stolzierte immer auf ihren ungleichen Beinen durch die Stadt und streckte die großen Brüste heraus, und allein vom Hinsehen wusste

jeder sofort, dass sie sich für das heißeste Ding überhaupt hielt. Mir gelang es nie, meinen zylinderförmigen Körper so zu lieben wie Mama ihren. Aber ich lernte, ihren selbstsicheren Gang nachzuahmen, und das war vermutlich das einzig Gescheite, was ich je tat.

An jenem Sonntagmorgen trug Mama ihr bestes Kleid, das sie normalerweise nur für Sommerhochzeiten und an Ostern herausholte. Es war hellblau, und der Kragen und die Aufschläge der kurzen Ärmel waren mit einem zarten gelben Blumenmuster und grünen Ranken bestickt. Ihr Haar war hochgesteckt, so wie sie es bei besonderen Anlässen immer trug. Sie setzte sich mir gegenüber an den Tisch und lächelte.

Mama zeigte auf die Schale mit den Trauben auf dem Tisch und sagte: »Ist die Eiscreme etwa alle, Odette?«

»Ich versuche, mich gesünder zu ernähren, vielleicht ein paar Kilo abzunehmen diesen Sommer«, log ich, weil ich nicht zugeben wollte, dass die Trauben eigentlich bloß als erster Gang gedacht waren.

»Diäten sind Energieverschwendung«, sagte Mama. »Es ist nichts verkehrt daran, ein paar Pfund mehr zu haben. Und um diese Tageszeit solltest du wirklich nicht so viel Wasser trinken. Denk dran, du warst eine Bettnässerin.«

Ich lächelte, und mit kindischem Trotz trank ich noch mehr Wasser. Dann versuchte ich, das Thema zu wechseln, und fragte sie: »Was führt dich her, Mama?«

»Ich dachte, ich komm vorbei und erzähl dir von dem Spaß, den ich mit Earl und Thelma McIntyre hatte. Wir waren die ganze Nacht auf, haben über alte Zeiten geplaudert und uns scheckig gelacht. Ich hatte ganz vergessen, wie lustig Thelma ist. Himmel, Arsch und Zwirn, hatten wir vielleicht einen Spaß. Und Thelma kann Joints rollen wie

niemand sonst, feste, kleine Stängel gerade locker genug. Ich hab ihr gesagt ...«

»Mama, bitte«, unterbrach ich sie. Ich warf einen verstohlenen Blick über die Schulter, wie immer, wenn sie anfing, über solches Zeug zu reden. Meine Mutter war ihr ganzes Erwachsenenleben lang eine passionierte Marihuanaraucherin. Sie sagte immer, es sei gut gegen ihren grauen Star. Und wenn man sie darauf hinwies, dass sie nie unter grauem Star gelitten hatte, dann schwatzte sie einem die Ohren voll, wie wirksam ihre vorbeugende Kur gegen Sehkraftverlust doch sei.

Abgesehen davon, dass es gegen das Gesetz verstieß, bestand das Problem mit Mamas »Gewohnheit«, wegen der ich mich immer, wenn sie darüber sprach, automatisch verstohlen umsah, darin, dass James seit fünfunddreißig Jahren bei der Indiana State Police arbeitete.

Vor zwanzig Jahren wurde Mama einmal dabei erwischt, als sie auf dem Campus der Universität am nördlichen Ende der Stadt einen Beutel Dope kaufte. Als Gefälligkeit James gegenüber brachte der Campusleiter sie nach Hause, anstatt sie verhaften zu lassen. Der Sicherheitschef der Uni schwor zwar, das Ganze unter Verschluss zu halten, aber solche Dinge bleiben in einer Kleinstadt wie Plainview nie lange verborgen. Am nächsten Morgen wussten alle darüber Bescheid. Es schmeichelte Mama ungemein, als ihre Beinaheverhaftung eine Woche darauf dann auch zum Thema der Sonntagspredigt wurde. Aber James fand das damals überhaupt nicht witzig, und daran würde sich auch nie etwas ändern.

Ich wartete ungeduldig darauf, dass Mama wieder auf die Geschichte von ihrem Abend mit den McIntyres zurückkam und die illegalen Aspekte ausließ. Denn die herausragendste unter all den Eigentümlichkeiten meiner Mutter war die

Tatsache, dass sie viele Jahre lang hauptsächlich mit verstorbenen Menschen kommuniziert hatte. Thelma McIntyre, die hervorragende Jointdreherin, war bereits seit gut zwanzig Jahren tot. Big Earl dagegen war gestern noch wohl auf gewesen, als ich ihn in seinem Diner *Earl's All-You-Can-Eat* gesehen hatte. Wenn er also tatsächlich bei Mama zu Besuch gewesen war, dann bedeutete das nichts Gutes für Big Earl.

»Dann ist Big Earl tot, oder?«, fragte ich.

»Ich nehme es an«, sagte sie.

Ich saß eine Weile da, schwieg und dachte über Big Earl nach, der diese Welt verlassen hatte. Mama sah mich eindringlich an, als würde sie meine Gedanken lesen, und sagte schließlich: »Schon gut, Kleines. Wirklich. Er hätte nicht glücklicher wirken können.«

Dass Mama Geister sehen konnte, fanden wir beim Thanksgiving-Essen im Jahre 1970 heraus. Mama, Papa, mein älterer Bruder Rudy, James, Jimmy, Eric und ich – mit Denise war ich in jenem Herbst noch schwanger –, wir hatten uns alle um den Tisch versammelt. Wie es bei uns Tradition war, oblag das Kochen mir allein. Mama hatte ein Händchen für Pflanzen. Sie hatte bereits den schönsten Garten der Stadt, lang bevor sie in einem Teil davon ihre geschätzten Marihuanapflanzen zog. Was das Kochen betraf, hatte sie den Dreh jedoch nie ganz herausbekommen. Das letzte Mal, als Mama versuchte, ein Festtagsmahl zuzubereiten, endete es damit, dass wir ihren schwarz-grünen Schinken an den Hund verfütterten und stattdessen hartgekochte Eier aßen. Nachdem der Hund davon gefressen hatte, winselte er geschlagene sechs Stunden lang. Also wurde ich im Alter von zehn Jahren zur Köchin der Familie und unser Hund zum vermutlich einzigen rein vegetarisch fressenden Hund von ganz Southern Indiana.

Das Thanksgiving-Essen hatte damals wirklich nett begonnen. Ich hatte mein bis dato bestes Festmahl bereitet, und alle waren begeistert. Wir scherzten und futterten und feierten, dass Rudy wieder einmal zu Hause war. Mein Bruder war nach Indianapolis gegangen, sobald er die Highschool beendet hatte, also sahen wir ihn nur selten, und meine Jungs kannten ihren Onkel kaum. Alle hatten Spaß, außer Mama, die den ganzen Nachmittag über gereizt und abwesend wirkte. Im Laufe des Essens wurde sie immer fahriger, murmelte vor sich hin und blaffte jeden an, der sie fragte, was denn eigentlich los sei. Schließlich sprang sie auf und schleuderte den Butterteller in eine Ecke des Esszimmers. Sie schrie: »Gottverdammte und zur Hölle!« Meine Mutter konnte sehr farbenfroh fluchen, wenn sie sich wirklich aufregte. »Gottverdammte und zur Hölle! Jetzt hab ich aber endgültig genug von dir, Eleanor Roosevelt. Niemand hat dich eingeladen, und jetzt wird es wirklich Zeit, dass du verschwindest.« Sie wedelte drohend mit dem Zeigefinger in Richtung Zimmerecke, wo das Stück Butter, an dem noch immer der avocadogrüne Plastikteller klebte, langsam die Wand hinunterrutschte. Er hinterließ einen glänzenden Abdruck, wie die Spur einer rechteckigen Schnecke.

Mama blickte in die verwunderten Gesichter rund um den Tisch und sagte: »Schaut mich nicht so an. Sie mag ja vielleicht die perfekte kleine Lady gewesen sein, als sie noch im Weißen Haus war – ganz Rüschenpüppchen und Fingerschälchen –, aber seit sie tot ist, hat sie nichts Besseres zu tun, als ständig stockbesoffen hier aufzukreuzen und Stunk zu machen.«

Später bekam meine Mama auch Besuch von Jackie Onassis, aber die benahm sich viel besser.

Papas Reaktion auf Mamas Geistervisionen beschränkte

sich auf den erfolglosen Versuch, sie dazu zu überreden, einen Arzt aufzusuchen. James und ich machten uns insgeheim Sorgen um sie, taten vor den Kindern jedoch so, als wäre an ihrer Großmutter nichts Seltsames. Rudy beschloss wohl, dass Indianapolis noch nicht annähernd weit genug von seiner durchgeknallten Familie entfernt war, und zog einen Monat später nach Kalifornien. Dort lebt er seitdem.

Mama langte über den Küchentisch und stupste mich am Arm. »Hör mal, das wird dir gefallen«, sagte sie. »Du weißt doch diese Frau, mit der Earl zusammengelebt hat?« Bei »dieser Frau« handelte es sich um Earls zweite Ehefrau, Minnie. Mama konnte Miss Minnie nicht ausstehen, und so weigerte sie sich, ihren Namen auch nur auszusprechen, geschweige denn ihre Ehe mit Big Earl anzuerkennen.

»Thelma sagt, diese Frau hat einen Springbrunnen im vorderen Zimmer aufgestellt, wo Thelma und Earl früher immer ihre Hi-Fi-Anlage stehen hatten. Kannst du dir das vorstellen? Erinnerst du dich noch, wie gut diese Anlage war? Die beste, die ich je gehört habe. Und sie haben ein Jahr dafür gespart. An die Partys, die wir in diesem Haus gefeiert haben, werden wir sicher noch lange denken.«

Auch James mochte Big Earl. Earl McIntyre war das, was für James am nächsten an einen Vater herankam. James' richtiger Vater war ein mieser Typ gewesen, ein echter Kotzbrocken, der ihn und seine Mutter sitzenließ, als James noch ein kleiner Knirps war. Er blieb gerade so lange, um ein paar hässliche Narben zu hinterlassen, und verduftete dann aus der Stadt. So entkam er dem langen Arm des Gesetzes gerade noch rechtzeitig und konnte woanders noch mehr Schaden anrichten. Die *sichtbare* Narbe, die James davongetragen hatte, war eine halbmondförmige, wulstige, ledrige Linie am Kinn vom Hieb mit einer Rasierklinge, der

eigentlich seiner Mutter gegolten hatte. Die tieferen, unsichtbaren Narben, die er bei James hinterlassen hatte, sah niemand außer mir. Mir und Big Earl.

Nachdem James' Vater sich davongemacht hatte, sorgten Big Earl und Miss Thelma dafür, dass James' Mutter immer genug zu essen auf dem Tisch hatte. Als das *All-You-Can-Eat*, das erste von Schwarzen geführte Geschäft im Zentrum von Plainview, Mitte der 1950er Jahre eröffnet wurde, und Big Earl sicher noch keinen Penny daran verdiente, stellte er James' Mutter als erste Mitarbeiterin ein. Und sie bezahlten sie auch noch weiter, lange nachdem ein Emphysem ihr das Arbeiten unmöglich gemacht hatte. Was aber noch wichtiger war, die McIntyres hatten immer ein Auge auf James, damit er nicht so endete wie sein Vater. Dafür würde ich ihnen ewig dankbar sein.

Big Earl war also ein guter, starker Mann, der anderen Menschen dabei half, auch stark zu sein. Er wurde von vielen geliebt, und zwar nicht nur von Schwarzen. Man konnte mit jedem Problem zu Big Earl kommen, und er setzte sich mit einem hin und hörte sich die Sorgen eines ganzen Lebens an. Hin und wieder nickte er geduldig, als höre er das alles zum ersten Mal. Und das, obwohl er ein Mann war, der in seinem Leben schon viel gesehen und auch das persönlichste Problem vermutlich schon hunderte Male gehört hatte. Wenn man mit dem Erzählen fertig war, rieb er sich mit seinen großen Händen über die weißen Bartstoppeln, die sich von seiner kohlschwarzen Haut abhoben, und sagte: »Wir werden Folgendes tun.« Und wenn man vernünftig war, tat man genau das, was auch immer es war. Er war ein kluger Mann. Verdiente in seinem Leben etwas Geld, behielt seine Würde und schaffte es auch noch, alt zu werden – etwas, das einem schwar-

zen Mann seines Jahrgangs in Southern Indiana eigentlich nicht möglich war. Etwas, das viele versucht hatten, damit aber gescheitert waren.

Falls man Mamas Worten also traute, war Big Earl nun tot. Aber das war ein ziemlich großes »falls«.

Mama sagte: »Worüber habe ich gerade noch mal gesprochen? Ach ja, den Springbrunnen. Thelma hat gesagt, der Springbrunnen in ihrem vorderen Zimmer sei fast zwei Meter hoch, und er sähe aus wie ein nacktes weißes Mädchen, das Wasser aus einem Krug auf den Kopf eines zweiten nackten weißen Mädchens gießt. Wer kommt bloß auf so ein Zeug?«

Ich schenkte mir ein weiteres Glas Wasser ein und dachte nach. Mama kam oft durcheinander, wenn es um ihre Wahrnehmung der Welt ging, sei es nun der physikalischen oder der der Geister. Und sie sagte selbst oft genug, dass Geister Schwindler sein konnten. Die ganze Sache mit Big Earls Tod konnte genauso gut ein Streich sein, den ihr eine beschwipste, streitlustige Eleanor Roosevelt spielte. Ich beschloss, die ganze Sache aus meinen Gedanken zu verbannen, bis wir später nach der Kirche unsere Freunde zum Essen sehen würden. Auch heute Nachmittag würden wir uns wie jeden Sonntag im *All-You-Can-Eat* treffen. Big Earls Sohn, der von allen Little Earl genannt wurde, und seine Frau Erma Mae hatten das Diner bereits vor einigen Jahren übernommen, aber Big Earl schaute noch immer fast jeden Tag vorbei, um seinem Sohn und seiner Schwiegertochter unter die Arme zu greifen. So oder so würde ich später meine Antwort bekommen.

Mama fragte: »Und warum bist du um diese Zeit überhaupt auf und schüttetest Wasser in dich hinein?«

»Ich bin aufgewacht, weil mir heiß war und ich mich

abkühlen musste«, sagte ich und nahm einen weiteren Schluck. »Hitzewallungen.«

»Hitzewallungen? Ich dachte, du hättest den Wechsel schon hinter dir.«

»Das dachte ich eigentlich auch, aber anscheinend bin ich noch in der Umstellung.«

»Tja, vielleicht solltest du das untersuchen lassen. Du willst dich doch nicht zu sehr verändern. Bei deiner Tante Marjorie setzte der Wechsel ein und hörte nicht mehr auf, bis sie sich in einen Mann verwandelt hatte.«

»Ach, das hat sie nicht, und das weißt du.«

»Okay, vielleicht wurde sie nicht vollständig zum Mann, aber immerhin ist Marjorie ein Schnurrbart gewachsen, sie hat sich den Kopf rasiert und angefangen, sogar in der Kirche Overalls zu tragen. Ich sage ja nicht, dass ihr das nicht stand; ich will dir bloß deutlich machen, dass es eine klare Linie gab zwischen ihren ersten Hitzewallungen und dieser Kneipenschlägerei, in der sie umkam.«

Ich aß eine Traube und sagte: »Schon verstanden.«

Wir saßen da und schwiegen. Ich dachte an Big Earl, obwohl ich mir selbst einredete, es nicht zu tun, und Mama an Gott weiß was. Sie stand auf und trat ans Fenster, das sich zum seitlichen Garten hin öffnete, und stellte fest: »Das wird ein wirklich schöner Sonntagmorgen. Ich mag es, wenn es heiß ist. Du solltest dich noch etwas ausruhen, bevor du zur Kirche gehst.« Dann wandte sie sich vom Fenster ab und sagte zu mir, als würde sie wieder mit dem kleinen Kind sprechen, das ich einmal war: »Und jetzt marsch ins Bett, du Sturkopf.«

Ich gehorchte. Ich stellte mein Glas in die Spüle, die halbleere Schale Trauben und den Wasserkrug zurück in den Kühlschrank und machte mich auf den Weg zurück ins

Schlafzimmer. Ich drehte mich noch einmal um und sagte:
»Grüß Paps von mir.«

Aber Mama war bereits aus der Hintertür geschlüpft, ich sah, wie sie langsam durch meine armselige Ausrede für einen Garten ging. Sie blieb stehen und schüttelte missbilligend den Kopf über die verkümmerten Stängel, das von Insekten angenagte Gemüse und die blassen Blüten, aus denen meine bemitleidenswerten Beete bestanden. Ich wusste schon, was ich bei ihrem nächsten Besuch zu hören bekäme.

Zurück im Schlafzimmer kletterte ich wieder ins Bett und schmiegte mich eng an meinen Mann. Ich stützte mich auf einen Ellbogen, beugte mich über James und küsste die raue Narbe an seinem Kinn. Er knurrte, aber er wachte nicht auf. Ich legte mich wieder hin und drückte mich an seinen Rücken. Dann schlang ich den Arm um ihn, so dass meine Hand auf seinem Bauch zum Liegen kam. In der Mitte unseres Kingsize-Betts, an meinen Mann gekuschelt schlief ich zum Rhythmus seines Atems ein.

Das ganze folgende Jahr über dachte ich oft an diesen Sonntagmorgen und daran, wie Mamas Besuch mir Kühlung verschafft und mich aufgeheitert hatte. Auch in den ärgsten Schwierigkeiten, die folgten, musste ich jedes Mal lächeln, wenn ich mich an diesen Morgen erinnerte und daran, wie nett es von ihr war, vorbeizukommen, so hübsch herausgeputzt in diesem reizenden himmelblauen Kleid, das ich nicht mehr gesehen hatte, seit wir sie sechs Jahre zuvor darin beerdigt hatten.

2

*I*ch wurde in einem Platanenbaum geboren. Das war vor fünfundfünfzig Jahren und machte mich zu einer kleinen lokalen Berühmtheit. Aber mein Berühmtheitsstatus wurde schon bald übertroffen. Denn in den Monaten nach mir kamen zwei kleine Mädchen auf eine Weise zur Welt, die meinen Platanenbaum-Auftritt weniger erstaunlich erscheinen ließen. Diese beiden Mädchen wurden später meine besten Freundinnen. Ich erwähne den Baum bloß, weil man mir mein ganzes Leben lang erzählt hat, dass er erklärt, wie ich zu dem wurde, was ich bin. Mutig und stark, glaubt man denen, die mich mögen, burschikos und stur, wenn man lieber auf die hört, die es nicht tun. Es erklärt womöglich auch, warum es mich, nachdem der erste Schreck vorüber war, nicht besonders beunruhigte, dass meine tote Mutter auf ein Schwätzchen vorbeischaute.

Ich begann mein Leben in dieser Platane, weil meine Mutter zu einer Hexe gegangen war. Mama war klug und zäh. Sie hatte jeden Tag ihres Lebens hart gearbeitet, bis sie von einem Schlaganfall dahingerafft wurde, als sie eben dabei war, auszuholen, um einen Stein auf ein Eichhörnchen zu schleudern, das Blumenzwiebeln aus ihrem geliebten Garten ausbuddelte. Doch alle Robustheit war verschwunden, als meine Mutter sich in der Hälfte des zehnten Schwangerschaftsmonats befand und sich fragte, ob dieser Zustand denn niemals enden würde. Sieben

Jahre zuvor war Rudy ganz planmäßig zur Welt gekommen. Doch nach meinem Bruder hatte sie drei Babys verloren, von denen es keines schaffte, länger als ein paar Monate im Bauch meiner Mutter zu bleiben. Jetzt war ich unterwegs, und ich weigerte mich einfach herauszukommen.

Bevor sie zu der Hexe ging, versuchte Mama alle möglichen Sachen, die ihr ihre rustikale Verwandtschaft geraten hatte, um das Baby zu überreden, auf die Welt zu kommen. Meine Großmutter empfahl ihr, scharfe Peperoni zu jeder Mahlzeit zu essen, und behauptete, die Schärfe werde das Kind schon heraustreiben. Also folgte Mama drei Tage lang ihrem Rat und bekam davon so heftige Verdauungsstörungen, dass sie zweimal irrtümlicherweise glaubte, ihre Wehen hätten eingesetzt. Zweimal machten sie und Paps sich auf den Weg in das Krankenhaus für Farbige nach Evansville, und zweimal kamen sie ohne Säugling zurück.

Die Schwester meiner Mutter flüsterte ihr ein, dass der einzige Weg, das Baby herauszulocken, darin bestand, Sex zu haben. Tante Marjorie begründete das folgendermaßen: »So ist es ja schließlich da reingekommen, Dora. Und deshalb ist es auch der einzig sichere Weg, es herauszubekommen.«

Mama gefiel die Idee mit dem Sex, und wenn er auch nur dazu gut war, ihr die Wartezeit zu vertreiben. Aber Papa war überhaupt nicht begeistert davon. Sie war schon vor der Schwangerschaft doppelt so schwer gewesen wie er, und als sie sich eines Nachts, als er bereits schlief, rittlings auf ihn setzte und die Erfüllung ehelicher Pflichten einforderte, ließ sie der entsetzte Blick in seinen Augen, wie sie da so auf ihm hockte, von der Sex-Lösung abrücken und doch lieber auf Hexerei setzen.

Wie schon gesagt, war das im Jahre 1950, und zur damaligen Zeit suchte eine beträchtliche Anzahl von Leuten aus Plainview, ganz gleich ob schwarz oder weiß, von Zeit zu Zeit den Rat einer Hexe. Manche tun es noch immer, aber heutzutage geben das nur noch die ärmsten und abergläubischsten der Leute zu, wie die, die in den kleinen Appalachee-Siedlungen draußen vor der Stadt leben.

Als Mama zu der Hexe ging, erwartete sie sich einen Trank oder einen Wickel – Wickel waren bei Hexen damals sehr beliebt –, aber was sie bekam, waren bloß Anweisungen. Die Hexe erzählte ihr, dass das Kind käme, wenn sie um Punkt zwölf Uhr mittags hinauf in die Krone eines Platanenbaums kletterte und ihr Lieblingskirchenlied singe.

So waren die Hexen. Sie mischten immer einen Hauch von etwas unter, das von der Baptistenkirche anerkannt wurde – ein Gebet, etwas Spirituelles oder ein Lied, das vor der Gottlosigkeit der Lutheraner warnte. Das taten sie, damit die Menschen zu einer Hexe gehen konnten, ohne dass sie Angst haben mussten, am Ende mit ihrer unsterblichen Seele dafür zu bezahlen. Es befreite die Kundschaft der Hexen von ihren Schuldgefühlen und bewahrte die Hexen vor den Anfeindungen der Priester.

Also schleppte meine Mutter eines windigen Tages eine klapprige, alte Leiter zu einer Platane am Waldrand hinter dem Haus. Mama lehnte die Leiter an den Stamm und kletterte hinauf. Dann machte sie es sich in einer Astgabel bequem, so bequem, wie es in ihrem Zustand eben ging, und fing an zu singen.

Zum Spaß sagte Mama immer, dass sie, wenn sie etwas Ruhigeres ausgesucht hätte, etwas wie »Mary, don't you Weep« oder »Calvary«, wohl nicht eine so eigensinnige Tochter zur Welt gebracht hätte. Aber sie entschied sich für

»Jesus is a Rock«, wiegte sich zu diesem guten alten Gospel und ließ die Beine baumeln, bis sie aus Versehen die Leiter umstieß und nicht mehr herunterkam. Ich wurde um ein Uhr mittags geboren und verbrachte den restlichen Nachmittag auf der Platane, bis mein Vater uns von dort barg, als er um sechs von seiner Schreinerei nach Hause kam. Sie nannten mich Odette Breeze Jackson, als Hommage an meine Geburt unter freiem Himmel.

Wie so oft, wenn ein Kind unter ungewöhnlichen Umständen zur Welt kommt, tauchten allerlei alte Leute auf und nutzten die Gelegenheit, um düstere Warnungen auszustößen. Es war meine eigene Großmutter, die den Chor derer anführte, die mir eine verhängnisvolle Zukunft prophezeiten. Ihre Erklärung dafür war folgende: Wenn ein Kind über dem Boden zur Welt kam, dann werde es auch ohne die grundlegendste natürliche Angst geboren, nämlich ohne die Angst vor dem Fallen. Dies löse eine schreckliche Kettenreaktion aus, die darin gipfele, dass das Kind mit einem Leben in Furchtlosigkeit gestraft würde. Sie meinte, bei einem furchtlosen Jungen bestünde wenigstens noch eine geringe Hoffnung, dass er einmal zum Helden werde, aber aus einem furchtlosen Mädchen würde höchstwahrscheinlich eine leichtfertige Närrin. Auch meine Mutter akzeptierte dies als Tatsache, auch wenn sie mehr zu der Vorstellung tendierte, dass aus mir womöglich doch eine Heldin würde. Hierbei muss allerdings noch einmal daran erinnert werden, dass meine Mutter eine erwachsene Frau war, die es für eine gute Idee hielt, im zehnten Monat ihrer Schwangerschaft auf einen Baum zu klettern. Ihre Einschätzungen waren also mit Vorsicht zu genießen.

Nahezu jeder, so schien es mir, glaubte, dass eine Geburt, die auf irgendeine Weise als nicht alltäglich gese-

hen werden konnte, ein schlechtes Omen war. Es kommt nie vor, dass die Leute sagen: »Glückwunsch, es ist dir gelungen, ein gesundes Baby zur Welt zu bringen, während du in diesem Ruderboot mitten auf dem See festsitzt.« Sie schütteln bloß den Kopf und flüstern sich gegenseitig zu, dass das Kind sicher einmal ertrinken werde. Keiner sagt je: »Du bist aber ein tapferes kleines Ding, hast dein Baby ganz allein in einem Hühnerstall geboren.« Sie sagen bloß, das Kind werde einmal dumm wie Vogeldreck sein, und dann behandeln sie es auch so, selbst wenn es ganz offensichtlich ein kleines Genie ist. Wie das todgeweihte Kind, das auf dem Wasser das Licht der Welt erblickt, und der Dummkopf, der zwischen Federvieh geboren wird, kam ich in einer Platane zur Welt und entwickelte so nie einen Sinn dafür, wann ich es lieber mit der Angst zu tun bekommen sollte.

Da ich es nicht besser wusste, glaubte ich das, was man mir über mich sagte, und wuchs mit der Überzeugung auf, eine kleine schwarze Kriegerin zu sein. Und so stampfte ich durchs Leben, als sei ich die Königin der Amazonen. Ich riskierte Prügeleien mit Männern, die zweimal so groß und zehnmal fieser waren als ich. Ich machte Sachen, die mir einen ziemlich üblen Ruf einbrachten, und ich machte diese Sachen nicht nur einmal. An dem Morgen, als ich zum ersten Mal meine tote Mutter sah, akzeptierte ich genauso, dass ich eben noch eine Besonderheit von ihr geerbt hatte, und plauderte einfach mit ihr über einer Schale Trauben, anstatt schreiend davonzulaufen.

Doch ich kenne die Wahrheit über mich selbst. Ich bin nie furchtlos gewesen. Sollte ich das je geglaubt haben, trieb mir die Mutterschaft diesen Mythos umgehend aus. Trotzdem flüsterte mir, wann immer die Logik es gebot,

wegzurennen, eine leise Stimme ins Ohr: »Du bist in einem Platanenbaum geboren.« Und im guten wie im schlechten Sinne hatte mich diese Stimme immer dazu gebracht, allem standzuhalten.

3

Clarice und Richmond Baker nahmen an den gegenüberliegenden Enden des Tisches am Fenster in *Earl's All-You-Can-Eat* Platz und warteten auf die Ankunft ihrer vier Freunde. Das Diner war nur einen kurzen Fußweg von der Calvary-Baptist-Kirche entfernt, und sie waren immer die ersten, die zum Abendessen nach dem Kirchgang dort ankamen. Odette und James Henrys kleine Landkirche, die Holy-Family-Kirche, war am weitesten vom *All-You-Can-Eat* entfernt, aber James hatte als Polizist einen ziemlich rasanten Fahrstil und keine Angst, Strafzettel wegen überhöhter Geschwindigkeit zu bekommen. Also trafen sie normalerweise als Nächste ein. Barbara Jean und Lester Maxberry waren Mitglieder der prachtvollen First Baptist, der Kirche der reichen Leute. Sie blickte von ihrem erhöhten Standort an der Main Street auf Plainview herab und war dem Diner am nächsten, aber Lester war fünfundzwanzig Jahre älter als die anderen aus der Gruppe und kam nur langsam voran.

Clarice erhaschte ihr Spiegelbild im Fensterglas und dachte sich, dass sie und Richmond aussehen mussten wie ein leuchtender Pfau und seine glanzlose Partnerin. Sie trug ein vom Hals bis zu den Knien reichendes, gut geschnittenes, beiges Leinenkleid. Richmond hatte sich zurückgelehnt und winkte gerade Freunden an einem anderen Tisch zu. In dem hellgrauen Sommeranzug, den Clarice ihm am Abend zuvor rausgelegt hatte, zusammen mit seinem Lieblings-

hemd, einem baumwollenen Button-down in lebhaftem Ultramarinblau, zog er die gesamte Aufmerksamkeit auf sich.

Richmond hatte schon immer gern gewagte Farben getragen. Er hatte die Schönheit eines Ken, so dass die Frauen in seinem Leben, zunächst seine Mutter und dann Clarice, dem Drang, ihn in leuchtende Farben zu stecken und mit ihm zu prahlen, einfach nicht widerstehen konnten. Anlässlich Richmonds erstem Date mit Clarice hatte seine Mutter ihren Teenagersohn mit einem pfirsichfarbenen Sakko mit weißen Bordüren am Revers herausgeputzt. In einer solchen Aufmachung wäre jeder andere Junge der Stadt ausgelacht und als Tucke beschimpft worden – immerhin waren das noch die Sechziger. Aber die Art, wie Richmond den Weg zu Clarices Haus entlangschlenderte, ließ seinen Aufzug so männlich wirken wie ein Hirschgeweih. Clarice dachte oft an diesen lässigen, kraftvollen Gang zurück, den er hatte, bevor sein Bein durch die Operationen steif geworden war. Es war, als bestünde er ausschließlich aus drahtigen Muskeln, die von straffen Bändern zusammengehalten wurden.

Zufällig hatte Clarice einen ebenfalls pfirsichfarbenen Rock für dieses erste Date ausgewählt. Dieser Rock passte so perfekt zu Richmonds Sakko, dass jeder, der sie in der Stadt sah, später annahm, sie hätten sich abgesprochen. Clarice und ihre Mutter hatten zwischen den Vorhängen hindurchgesehen und gesehen, wie er die Veranda betrat. Ihre Mutter, die genauso aufgereggt war wie Clarice selbst, hatte ihre Finger so fest in den Arm ihrer Tochter gebohrt, dass Clarice sich schließlich losmachen musste. Die ganze Zeit über hatte ihre Mutter geschwärmt, dass ihre zusammenpassenden Ensembles ein Zeichen dafür seien, dass Clarice und Richmond füreinander bestimmt waren.

Clarice aber hatte längst alle Zeichen gefunden, die sie brauchte. Der junge Richmond besaß ein hübsches, fast schon schönes Gesicht mit einem kleinen, wohlgeformten Mund und langen Wimpern. Ein Footballstipendium erwartete ihn an der Universität am anderen Ende der Stadt. Er war der Sohn eines Pfarrers, sein Vater war der Pastor ihrer Kirche gewesen, bevor er eine größere Gemeinde jenseits der Staatsgrenze in Louisville übernommen hatte.

Sie hatte seine Hände schon bewundert, lange bevor sie ihm Ruhm damit einbrachten, einen Football zu halten, erst in der Highschool, dann am College und schließlich während einer Profikarriere, die nur eine Saison andauerte.

Bereits mit elf Jahren nutzte Richmond seine schon damals großen Pranken, um vor den Mädchen anzugeben, indem er Walnüsse von den tief hängenden Ästen der Bäume pflückte, die die Straßen zwischen dem Schulhof und ihrer Nachbarschaft säumten. Dann zog er ächzend Grimassen, während er die Nüsse zwischen seinen Handflächen knackte, bis er seiner Solovorstellung überdrüssig wurde und sich wieder zu den anderen Jungs aus seiner Clique gesellte, die die Mädchen lieber mit Walnüssen bewarfen, während diese kreischend und lachend nach Hause liefen.

Die Kinder hatten die Walnussbäume »Zeitbombenbäume« getauft, denn wenn sie ihre beste Erntezeit hinter sich hatten, wurden ihre Früchte schwarz und gaben an heißen Tagen leise tickende Geräusche von sich. Jahre später dachte sie oft, dass es durchaus passend war, dass ihre früheste Erinnerung an den Jungen, der später einmal ihr Ehemann werden sollte, aus dem Bild bestand, wie er »Zeitbomben« auf sie warf.

Von der Sonne angestrahlt, die durch das Fenster ins *All-You-Can-Eat* fiel, sah Richmond Baker mit seinem

kantigen Kinn noch immer aus wie ein Footballheld. Aber Clarice tat ihr Bestes, möglichst nicht in seine Richtung zu schauen. Jedes Mal, wenn sie einen flüchtigen Blick auf ihren Ehemann warf, musste sie an die Stunden denken, die sie sorgenvoll wach gelegen hatte, bis er endlich gegen kurz vor vier Uhr morgens hereingetorkelt kam. Sein Anblick brachte ihr die schrecklichen, nur langsam verstreichenden Minuten des Wartens in Erinnerung und auch die Zeit, die sie im Bett neben ihm gelegen hatte, nachdem er endlich heimgekommen war. Sie hatte so getan, als schlafe sie, und sich gefragt, ob sie wohl genug Kraft in den Oberarmen besäße, um ihn mit dem Kissen ersticken zu können.

Zum Frühstück hatte er sich dann in die Küche geschleppt, sich im Schritt gekratzt und ihr irgendein Märchen aufgetischt, von dem sie sowieso wusste, dass es eine Lüge war. Es handelte sich um die altbewährte Geschichte davon, dass er länger hatte arbeiten müssen und dann auch noch feststellen musste, dass jedes Telefon im Umkreis von fünfzehn Kilometern kaputt war. Im neuen Jahrtausend hatte er seine Ausrede insofern aktualisiert, als dass er Mobiltelefone, die auf unerklärliche Weise keinen Empfang mehr hatten, mit einschloss. Wenigstens mit der Zeit ging er, das musste man ihm lassen, dachte sie. Nachdem er ihr seine Lügengeschichte aufgetischt hatte, setzte er sich an den Küchentisch, warf seiner Frau eine Kusshand zu und verschlang das Frühstück, das sie für ihn zubereitet hatte. Er stürzte sich darauf, als hätte er seit Wochen nichts mehr gegessen. Herumzuhuren, dachte Clarice, muss wohl den Appetit anregen.

Vor der Kirche an diesem Morgen hatte Clarice über ihre Situation nachgegrübelt und war zu dem Schluss gekommen, dass ihr Problem darin bestand, dass sie die Gewohn-

heit, über Richmonds kleine Fehler hinwegzusehen, abgelegt hatte. Die letzten paar Jahre hatte er sich einfach *zu* gut benommen. Sie dachte, wenn sie es einfach vermiede, Richmond anzusehen, während des Frühstücks, der Frühmesse und vielleicht sogar auf dem Weg zu *Earl's Diner*, dann könne sie die alte Mauer in ihrem Kopf wieder hochziehen, hinter der sie sich früher in Situationen wie diesen immer versteckt hatte. Dann würde sie bald wieder fröhlich so tun können, als sei alles in Ordnung, so wie sie es schon Jahrzehnte lang getan hatte. Also hatte sie das ganze Frühstück über auf den Küchenboden gestarrt. Während des Gottesdienstes hatte sie eingehend die bunten Glasfenster der Kirche betrachtet. Und auf dem Weg ins *All-You-Can-Eat* zählte sie die Wolken am Himmel und die Risse im Trottoir. Aber das Heilmittel wollte nicht wirken.

Das Hämmern in ihren Schläfen lief jedes Mal zu Hochtönen auf, wenn sie Richmonds hübschen, zu einem Grinsen verzogenen Lügenmund betrachtete. Es machte ihr klar, dass sie mehr Zeit brauchen würde, bevor sie wieder zu ihrer alten Routine zurückkehren konnte, so wie ihr Ehemann es offenbar ganz problemlos getan hatte.

Plötzlich hörte Clarice eine tiefe Männerstimme, die ihr zuflüsterte: »Hallo, Schönheit.« Sie blickte nach rechts und sah, dass Ramsey Abrams sich an sie herangepircht hatte. Er stützte sich mit einer Hand auf dem Tisch und der anderen auf ihrer Stuhllehne ab, und dann beugte er sich so weit vor, dass sein Gesicht nur noch Zentimeter von ihrem entfernt war.

Ramsey war schon viele Jahre lang Richmonds bester Herumtreiberkumpan, und die beiden hatten sich weiter lustig die Hörner abgestoßen, lange nachdem sie verheiratet und Väter von mehreren Kindern geworden waren. Als er

mit seiner Nase fast die ihre berührte, konnte Clarice sehen, dass das Weiße in Ramseys Augen von feinen hellroten Äderchen durchzogen war. Ihr fiel der schale Rumgeruch in seinem Atem auf.

Clarice fing an, sich auszumalen, wie der gestrige Abend begonnen hatte: Richmond war noch in seinem Büro an der Universität, wo er und Ramsey als Anwerber für das Footballteam arbeiteten. Da kam Ramsey hereingeschlurft und sagte irgendetwas wie: *»Los komm, Richmond, gehn wir noch schnell auf einen Drink. Um zehn bist du zu Hause, dafür sorg ich. Bis zehn darfst du doch wohl noch raus? Oder stehst du wirklich so unter dem Pantoffel deiner Frau?«*

Sie hatte keinen konkreten Beweis dafür, dass er der Impulsgeber für Richmonds nächtlichen Ausflug gewesen war, und sie wusste sehr wohl, dass Richmond ganz allein in der Lage war, auf dumme Gedanken zu kommen. Und doch verspürte sie das brennende Verlangen, Ramsey in sein dummes Gesicht zu schlagen und ihm zu sagen, er solle sich zurück an seinen Tisch verziehen, wo sein Sohn Clifton – der Sohn, der, seit er dreizehn war, im Gefängnis ein- und ausging, nicht der andere, der Klebstoff schnüffelte und sich in Frauenschuhläden unsittlich selbst betatschte – und seine Frau Florence mit den Hasenzähnen saßen und sich wütend anfankelten.

»Ramsey«, sagte sie säuselnd, »wenn du mich weiter so umgarnst, dann versuch ich noch, dich Florence auszuspannen.«

Er lachte. »Baby, von dem Versuch halte ich dich bestimmt nicht ab. Aber erzähl Richmond nichts davon.«

»Ramsey«, erwiderte sie, »du bist so was von ungezogen«, und gab ihm einen Klaps auf die Hand, auf die Art, die Männer wie er als ein *»Bitte, mach weiter, du heißer, schlimmer*

Kerl« interpretierten. Dann rückte er ihr noch weiter auf die Pelle und küsste sie auf die Wange. Sie gab ein mädchenhaftes Quietschen von sich, dessen Geräusch den Wunsch in ihr weckte, sich selbst zu treten. Nein, nicht nur sich selbst, sondern auch gleich ihre Mutter, dafür, dass sie ihr diese Art, auf männliche Aufmerksamkeit mit kindischer Leichtigkeit zu reagieren, so fest eingetrichtert hatte, dass sie zu einem automatischen Reflex für sie geworden war.

Sie gab Ramsey noch einen Klaps auf die Hand, aber diesmal gestattete sie sich, ihre wahren Gefühle in die Geste einzuschmuggeln. Er stieß ein ziemlich ernst gemeintes »Autsch!« aus und zog hastig seine Hand zurück, bevor er zu Richmonds Tischende hinüberging. Als sie sah, wie Ramsey sich die Fingerknöchel rieb, ließ ihr pochender Kopfschmerz ein klein wenig nach.

Ramsey zog sich einen Stuhl an Richmond heran, und die beiden begannen, sich gegenseitig ins Ohr zu flüstern. Sie hörten nur damit auf, um von Zeit zu Zeit in schallendes Gelächter auszubrechen. Clarice konnte sich den Inhalt dieses ausgelassenen Gesprächs lebhaft vorstellen, und ihre Stimmung wurde wieder aggressiver. Sie nahm eine Gabel in die Hand und wirbelte sie mit dem linken Daumen und Zeigefinger wie einen Cheerleaderstab herum. Sie dachte an das Gefühl der Genugtuung, das sie verspüren würde, wenn sie zur anderen Tischseite ginge und Richmond diese Gabel in die Stirn rammen würde. Sie malte sich den verdutzten Ausdruck aus, der sich auf seinem Gesicht breitmachen würde, wenn sie ihn, damit sie mehr Halt bekäme, am Kinn packen und die Gabel dann um hundertachtzig Grad gegen den Uhrzeigersinn herumdrehen würde. Diese Fantasie fühlte sich so gefährlich gut an, dass sie sich vorsichtshalber lieber zwang, die

Gabel wieder zurück auf den Tisch zu legen. Erneut versuchte sie, einfach wegzusehen.

Dann wurde ihr Augenmerk auf die Mitte des Tisches gezogen, und sie bemerkte erstmals die Tischdecke. Offenbar hatte das Diner ein neues Logo. In der Mitte ihrer Tischdecke, so wie auf allen anderen im Raum, bildete ein Gewinde aus Früchten und Gemüse den Schriftzug »*All-You-Can-Eat*«. In dem Kranz aus Obst und Gemüse prangten glänzende rote Lippen zwischen denen eine hellrosa Zunge herausspitzte.

Clarice konnte ganz deutlich Little Earls geschmackloses Händchen darin erkennen. Er hatte das freundliche Gemüt seines Vaters geerbt, aber nicht viel von seinem guten Geschmack. Sie ahnte, dass Big Earl, obwohl er nicht mehr der rechtmäßige Besitzer des Restaurants war, kaum begeistert von dieser Neuerung sein würde. Diese scheußlichen Lippen und dieses Obst und Gemüse – besonders die anzügliche Kirsche mit den beiden Gurken, die das Wort »all« ergaben – würde die eher konservativen Stammgäste in Aufruhr versetzen. Clarice war dankbar, dass ihr Pastor kein regelmäßiger Gast hier war; sie konnte sich nur zu gut vorstellen, wie er zu einem Boykott gegen das Diner aufrufen würde.

Sie konnte kaum glauben, dass ihr die neuen Tischdecken nicht schon in dem Augenblick, als sie den Laden betreten hatte, aufgefallen waren. Am Tag zuvor, als sie zusammen mit Odette und Barbara Jean an genau diesem Tisch zu Mittag gegessen hatte, waren sie definitiv noch nicht dort gewesen. Das *All-You-Can-Eat* war ihr so vertraut, und es hatte sich über die Jahre so wenig verändert, dass sie es normalerweise sofort bemerken würde, wenn auch nur ein Stuhl nicht an seinem Platz stand. So sehr hatte Richmond sie also aus dem Konzept gebracht.

Clarice und ihre Freunde trafen sich nun schon seit fast vierzig Jahren an diesem Fenstertisch in *Earl's Diner*, ungefähr seit der Zeit, als sie den Spitznamen »Die Supremes« bekommen hatten. Little Earl hatte damals heftig für sie alle drei geschwärmt und sein Bestes getan, sie mit Cola-Freigetränken und Chicken Wings zu beeindrucken. Clarice war sich sicher, dass diese Strategie, wäre er ein bisschen hartnäckiger gewesen, letztendlich zumindest bei Odette Wirkung gezeigt hätte. Dieses Mädchen war einfach immer hungrig. Selbst als sie noch ein Kind gewesen war, hatte Odette bereits wie ein erwachsener Mann gegessen.

Clarices früheste Erinnerung an Odette bestand darin, ihr zuzusehen zu haben, wie sie sich im Kindergarten Süßigkeiten in den Mund stopfte und die klebrigen Händchen dann an ihrem Kleid abwischte. Odette trug immer grässliche selbstgenähte Kleider mit schiefen Nähten und Mustern, die nicht zusammenpassten. Clarice konnte sich noch immer an ihre erste Unterhaltung erinnern. Da Odettes Mädchenname Jackson lautete und Clarices Jordan, führte die alphabetische Reihenfolge dazu, dass sie fast ihre gesamte Schulzeit lang nebeneinander saßen. Als Odette ihr eines Tages während des Unterrichts über den Tisch hinweg ein Stück Toffee reichte, sagte Clarice zu ihr: »Das ist das hässlichste Kleid der Welt.«

Odette erwiderte: »Meine Großmutter hat es für mich gemacht. Sie kann richtig gut nähen, aber sie ist blind.« Sie steckte sich noch ein Bonbon in den Mund und fügte hinzu: »Und das ist nicht das hässlichste Kleid der Welt. Weil das hab ich morgen an.«

Und so war es dann auch. Und seither waren sie Freundinnen.

Little Earls Frau, Erma Mae, kam mit dem Hintern voran durch die Schwingtür aus der Küche und trug ein Tablett mit Essen herein. Erma Mae hatte den größten Kopf, den Clarice je bei einer Frau gesehen hatte. Als sie noch auf der Highschool waren, brachte ihr dieser riesige, runde Kopf, zusammen mit ihrem großen, knöchigen Körper und der flachen Brust, den Spitznamen Lollipop ein. Die Ehe mit Little Earl und der freie Zugang zu all dem guten Essen, hatte sie von den Hüften abwärts in die Breite gehen lassen, also war ihr der Spitzname nicht geblieben. All die zusätzlichen Kilos waren vermutlich nicht gerade gesund für sie, aber sie bildeten wenigstens ein Gegengewicht zu diesem Riesenkopf, was Erma Mae, wie Clarice annahm, etwas Trost brachte.

Erma Mae stellte das Tablett auf den Büffettisch und ließ sich dann auf einen der beiden Holzschemel neben den glänzenden Edelstahl-Warmhaltetischen fallen, von denen aus sie und ihr Mann ihren Herrschaftsbereich Tag für Tag überwachten. Nachdem sie sich gesetzt hatte, schaute sie zu Clarice hinüber und winkte ihr freundlich zu.

Als Clarice zurückwinkte, stand Erma Mae auf und vollführte eine kleine Pirouette, um ihre neue Schürze vorzuführen, die genau wie die Tischdecken das grässliche Lippenlogo zierte. Clarice formte ein »Ganz toll!« mit den Lippen und dachte dabei: *Ich hoffe, du siehst zu, Richmond. So lügt man nämlich überzeugend.*

Erma Mae rief »Belinda!«, und ihre Tochter kam aus der Küche gesaut. Erma Mae zeigte auf Clarice und Richmond, und Belinda schnappte sich einen Krug mit Eistee und kam an ihren Tisch geeilt. Clarice mochte Belinda. Sie war ein reizendes Mädchen und klug dazu. Sie hatte ein Stipendium ergattert, das für ihr gesamtes Studium ausreichte. Unglück-

licherweise war sie aber das Ebenbild ihrer großköpfigen Mutter in diesem Alter. Kniff man die Augen zusammen, wenn sie auf einen zuging, dann hätte man schwören können, es schwebe ein brauner Luftballon daher.

Als Belinda Richmond Tee einschenkte, stieß sie mit dem Krug aus Versehen an das Glas, und es fiel zu Boden. Sie ließ einen Schrei los und entschuldigte sich hastig. Dann fing sie an, sich darin zu ergehen, wie ungeschickt sie doch sei. Belinda zog einen Küchenlumpen aus der Schürzentasche und wollte das Verschüttete aufwischen, aber Richmond hielt sie zurück. »Und riskieren, diese schicke neue Schürze zu ruinieren? Damit könnte ich nicht leben«, sagte er, als er ihr den Lappen abnahm. Dann ging er auf die Knie, um den Tee höchstpersönlich aufzuwischen. Belinda entschuldigte sich weiter, während er herumwerkelte, und schenkte ihm einen neuen Tee in ein Glas, das sie von einem anderen Tisch genommen hatte.

Richmond zu sehen, wie er in seinem besten Sommeranzug zu Füßen dieses tollpatschigen, unscheinbaren Mädchens kniete, führte dazu, dass ihre schlechten Erinnerungen an die vergangene Nacht und den Morgen etwas in den Hintergrund traten. *Das* war Richmond. Immer dann, wenn sich Wut in ihr aufbaute, weil sie an die unzähligen Male denken musste, die er sie enttäuscht hatte, erinnerte er sie daran, was sie an ihm liebte. Sie sah ihm dabei zu, wie er mit dem Lumpen den zerfurchten Eichenholzboden schrubbte, und konnte nicht umhin, daran zu denken, wie dieselben wundervollen Hände ihre gemeinsamen Kinder getröstet und genauso viele, wenn nicht noch mehr, Windeln gewechselt hatten wie ihre eigenen. Diese Hände hatten außerdem ihren Vater gefüttert, die ganzen letzten Wochen seines Lebens, und zwar dreimal am Tag. Er war

bereits zu schwach gewesen, um einen Löffel zu halten, aber immer noch zu stolz, um Clarice oder ihrer Mutter zu erlauben, ihn zu füttern. Nur *diesen* Richmond, den gütigen und selbstlosen, hatte sie die letzten zwei Jahre erlebt. Aber nun war der andere Richmond, derjenige, der log und betrog, wieder aufgetaucht, und weder Schmeicheleien noch galante Gesten konnten diesen aus ihren Gedanken vertreiben.

Belinda brachte noch immer ganz aufgewühlt, aber lächelnd, den mit Tee vollgesaugten Lappen weg. Richmond setzte sich wieder auf seinen Stuhl und nahm einen hastigen Schluck aus seinem Glas. Clarice probierte ihren Tee und musste feststellen, dass er so süß war, dass sie nicht mehr als einen Schluck herunterbekam. Richmond, der Diabetiker war, durfte eigentlich überhaupt nichts davon trinken. Aber als sie zu ihm hinüberblickte, sah sie, dass Richmond nicht nur den süßen Tee in sich hineinschüttete, sondern damit sogar auch noch ein Stück Pekannusskuchen hinunterspülte, den ihm irgendjemand, vermutlich dieser verdammte Ramsey, gegeben hatte.

Das war Teil des Eiertanzes, den sie jeden Sonntag vollführten. Richmond schnappte sich heimlich fettige, zuckersüße Leckerbissen, die nicht seinem Diätplan entsprachen. Clarice spielte die Rolle der gestrengen Mutter, die ans andere Tischende gerannt kam, ihm die Ohren langzog und die Herausgabe der Leckereien verlangte. Das Spiel endete jedes Mal damit, dass Richmond sie mit seinen langen Wimpern ankimperte, bis sie ihm einen Löffel von was auch immer er stibitzt hatte zugestand. Dann kehrte sie zu ihrem Stuhl zurück und verdrehte theatralisch die Augen darüber, was ein undisziplinierter Junge ihr Richmond doch war.

Aber heute war Clarice nicht in der Stimmung, sein Spielchen mitzuspielen. Sie beobachtete ihn dabei, wie er den Kuchen kaute und diesen völlig überzuckerten Tee trank, und kniff den Mund fest zusammen. Sie sagte sich, dass sie diesmal keinen Finger rühren würde, um ihn davon abzuhalten. Wenn er das unbedingt wollte, dann sollte er sich doch wieder ins Krankenhaus befördern. Wenn es ihm egal war, warum sollte es sie kümmern?

Aber alte Gewohnheiten entwickeln sich leicht zu Reflexen, und Clarice musste feststellen, dass sie sich nicht zurückhalten konnte. Sie erhob ihr Teeglas mit der rechten Hand und klopfte mit dem Nagel des linken Ringfingers dagegen, um seine Aufmerksamkeit zu bekommen. Sie sagte: »Richmond, zu süß.«

Er schob die Unterlippe vor und schaute traurig, aber er schob das Teeglas und den kleinen Kuchenteller von sich weg. Er trieb seinen Part in ihrem kleinen Ritual auf die Spitze, indem er sich die Gabel schnappte und noch einen letzten, schnellen Bissen von dem Kuchen nahm. Dann zwinkerte er ihr zu.

Dass ihr Mann Diabetiker war, hatte Clarice zwei Jahre zuvor erfahren, als sie einen Anruf aus dem Krankenhaus bekam und man ihr mitteilte, dass er komatös in seinem Büro an der Universität aufgefunden worden war und vielleicht nicht durchkommen würde. Wochenlang lag er auf der Intensivstation, und noch Monate danach war er nahezu hilflos, spürte weder seine Füße, noch hatte er Kraft in seinen schönen Händen. Als sie ihn endlich wieder mit nach Hause nehmen konnte, bekniete, piesackte, umschmeichelte und bezirzte sie ihn, damit er wieder gesund wurde.

Mit beeindruckendem Erfolg. Er war schneller wieder auf den Beinen, als seine Ärzte es prognostiziert hatten.

Und als er sich erholt hatte, brachte er seine Dankbarkeit für die Fürsorge, mit der sie sich um ihn gekümmert hatte, ganz reizend zum Ausdruck. Er erzählte jedem, der es hören wollte, ja sogar Fremden, die er auf der Straße anhielt: »Diese Frau hat mir das Leben gerettet; mich zu einem neuen Menschen gemacht.«

Und Richmond *war* ein neuer Mensch. Zum ersten Mal in ihrer Ehe war er tatsächlich der Mann, den sich Clarice immer selbst vorgemacht hatte. All die Liebe, die sie für ihn empfand, die Zuneigung, die sich so lange so unangemessen angefühlt hatte, schien plötzlich nicht mehr fehl am Platz. Es war wie eine zweite Chance im Leben, eine wunderbare Wiedergeburt für sie beide.

Es hielt zwei Jahre an. Zwei schöne Jahre.

Eine zierliche Frau in einem knielangen, hellbraunen Kleid und schwarzen Lacklederpumps ging zielstrebig auf Richmond zu. Sie beugte sich vor, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern, und gönnte Clarice und dem halben Speisesaal einen Blick auf ihren winzigen Hintern.

Die Schraubzwinge um Clarices Kopf wurde wieder enger. Da ist er, dachte Clarice, der Grund, warum Richmond letzte Nacht erst im Morgengrauen heimgekommen war.

Da sie ihre Brille in der Handtasche hatte, konnte Clarice die Frau, die mit ihrem Mann tuschelte, nicht identifizieren. Sie wühlte suchend nach der Brille, hielt sich dann jedoch zurück. Die Einzigen, die sie regelmäßig mit Brille zu Gesicht bekamen, waren ihre Klavierschüler. Dieses Zugeständnis dem Alter gegenüber hatte sie sich erst abgerungen, nachdem sie eine leichte Verschlechterung im allgemeinen Niveau ihrer Schüler bemerkt hatte. Das, wie sie sich eingestehen musste, rührte daher, dass sie nicht

mehr in der Lage war, feine technische Fehler zu sehen – einen abgeflachten Finger, ein Handgelenk, das genau im falschen Moment absank, hochgezogene Schultern. Nur wenige Leute wussten überhaupt, dass Clarice eine Brille besaß, und ganz sicher würde sie Richmonds neuester Partnerin bei der Praktizierung außerehelichen Geschlechtsverkehrs nicht den Gefallen tun, sie matronenhaft zu sehen. Nicht heute.

Clarice lehnte sich zurück, in der Hoffnung, dass sie mit etwas mehr Abstand die Frau schärfer sehen konnte. Sie schwankte bereits auf den Hinterbeinen ihres Stuhls, bis sie das Gefühl hatte, gleich hintenüberzukippen. Nur der Gedanke an Richmonds aktuellen Seitensprung, der sich über sie kaputtlachte, wie sie da auf dem Rücken am Boden zapelte, während ihre besten Sonntagspumps mit der Spitze zur Decke zeigten, brachte Clarice dazu, sich wieder gerade hinzusetzen.

Sie wollte nicht so unverhohlen hinstarren, dass Richmond und die Unbekannte es bemerken könnten, trotzdem bemühte sich Clarice, das andere Tischende zu erkennen. Wer auch immer diese Frau war, Richmond reagierte mit einem so breiten Lächeln auf sie, dass seine geraden, überkronten Zähne vom augenplagenden Weiß nagelneuer Aluminiumverkleidung sichtbar wurden und ihn um Jahre jünger erscheinen ließen.

Genau in diesem Moment spürte Clarice etwas in sich zerbrechen. Der bewundernde Blick auf Richmonds Gesicht, als er vor ihrer Nase mit diesem dünnen Flittchen in ihrem Polyesterkleid flirtete, war entschieden mehr, als sie ertragen konnte. Clarice hatte jahrzehntelang keine Szene gemacht, ganz gleich wie groß die Provokation gewesen war. Aber jetzt, am Fenstertisch in *Earl's Diner*, vor einigen ihrer

ältesten Freunde, war sie drauf und dran, dieses Neuland endlich zu betreten.

Bevor sie darüber nachdenken konnte, was sie tat, erhob sich Clarice von ihrem Stuhl und schrie »Richmond!«, laut genug, dass es im Restaurant sehr leise wurde. Die Leute an den umliegenden Tischen unterbrachen ihre Gespräche, um zu ihr herüberzuschauen. Aber ihre Chance fünfunddreißig Jahre aufgestaute Empörung herauszulassen, löste sich in Luft auf, als sich die Frau, die mit Richmond getuschelt hatte, umdrehte. Clarice sah, dass es sich um Carmel Handy handelte. Sie war attraktiv, gut in Form und gepflegt – und mindestens neunzig Jahre alt. Das Schuljungen-Lächeln, das Clarice auf dem Gesicht ihres Mannes gesehen hatte, war genau *das* gewesen. In der neunten Klasse hatte Miss Carmel sie in Englisch unterrichtet.

Dass ihre Hauptverdächtige sich als Miss Carmel entpuppte, war, das musste Clarice zugeben, eine verdammt ironische Wendung. Carmel war Clarices persönliche Heldin, aufgrund eines örtlichen Mythos um ihre Ehe.

Die Geschichte, die die Leute sich erzählten, handelte davon, dass William Handy einmal eine Woche lang auf Streunertour ging. Als er wieder nach Hause kam, stellte seine Frau ihn zur Rede und sagte ihm, die einzige Entschuldigung für sein Fernbleiben könne doch wohl nur die sein, dass er vergessen habe, wo er wohne. Also sagte sie ihm ihre Adresse, nämlich Pine Street zehn, laut vor. Und damit das Ganze einprägsamer wurde, unterstrich sie ihre Worte mit drei kräftigen Hieben einer gusseisernen Bratpfanne. Sie brachte ihn nicht um, aber sie verwandelte ihn über Nacht von Bill, dem Herumtreiber, in William, den Schatz.

All das war passiert, noch bevor Clarice geboren wurde, wenn es überhaupt je geschehen war. Gerüchte neigen in

einer Kleinstadt wie Plainview dazu, sich nachhaltig mit Tatsachen zu vermischen. Aber bis heute beschwören wütende Ehefrauen den Mythos der »Dame mit der gusseisernen Bratpfanne« herauf, immer wenn sie die volle Aufmerksamkeit ihrer Ehemänner erlangen wollen.

Richmond und Miss Carmel starrten Clarice an und warteten auf eine Erklärung für ihren Ausbruch. Sie starrte zurück und versuchte, sich etwas einfallen zu lassen. Aber sie fand keine Worte. Alles, woran sie denken konnte, war, wie befriedigend es für Miss Carmel gewesen sein musste, ihren nichtsnutzigen Mann daran zu erinnern, wo er wohnte, indem sie ihm bei jeder der drei Silben ihrer Adresse eins überbriet. Da Richmond und Clarice am Prendergast Boulevard eintausendsiebenhundertzweiundzwanzig wohnten, konnte sie davon ausgehen, dass ihre Rache deutlich süßer ausfallen würde.

Wie schon so viele Male in der Vergangenheit kam Odette, um Clarice zu retten. Durchs Fenster sah Clarice, wie James' und Odettes Wagen sich in eine kleine Lücke direkt auf der anderen Straßenseite quetschte, vor dem zweistöckigen Schindelhaus, das Big Earl kurz nach der Eröffnung des *All-You-Can-Eat* mit seiner jungen Familie bezogen hatte.

Clarice ließ sich wieder in ihren Stuhl sinken und sagte: »Hi, Miss Carmel, wie geht es Ihnen, meine Liebe?« Dann an Richmond gewandt: »Schatz, Odette und James sind da.«

Miss Carmel begrüßte Clarice und plauderte dann weiter mit Richmond, der auch nach dreiundvierzig Jahren noch immer ganz der Lieblingsschüler war. Die Gäste um sie herum hörten auf, sie anzustarren, und setzten ihre Unterhaltungen fort, als sie merkten, dass sich nichts Spannendes ereignen würde.



Edward Kelsey Moore

Mrs Roosevelt und das Wunder von Earl's Diner
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38088-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2014

Das Flair der Südstaaten, ein Restaurant zum Verlieben und drei unzertrennliche Freundinnen

Seit fast vierzig Jahren gehen Odette, Clarice und Barbara Jean miteinander durch dick und dünn. Und etwa genauso lang sind die drei nur als die »Supremes« bekannt. Jeden Sonntag treffen sie sich gemeinsam mit ihren Ehemännern in Earl's Diner, wo sie einst ihren Spitznamen erhielten. Unter den wachsamen Augen von Big Earl, dem Besitzer des Diners, wuchsen sie zu dem heran, was sie heute sind: drei kluge, witzige und starke Frauen. Und auch nach seinem Tod hat Earl weiterhin ein Auge auf seine Supremes – so wie auch andere gute Geister, denn dem Charme dieser außergewöhnlichen Ladys kann einfach niemand widerstehen ...